

Kurzprotokoll des literarischen Gesprächs zu

Finn Ole Heinrich: Räuberhände. Mairisch Verlag 2007]

vom 6.5.2013

Fast jede liest aus dem Buch kurze Passagen vor.

Von einigen wurde das Buch gerne gelesen, anderen bemängelten Längen im Text. Der unvermittelte Wechsel der Schauplätze und die „schnelle“ Handlung fanden manche von uns mühsam, andere formulierten gerade das Gegenteil: eine handlungsarme Story, doch die „Tiefe“ und Direktheit des Stils und die Authentizität der Charaktere mache die Lektüre spannend. Mehrmals wurde geäußert, dass der „Puzzle-Stil“ nervig sei: Das unvermittelte Ineinanderschneiden von vergangenen Szenen in den Gang der Handlung. Hinzu kommen noch die kryptischen, Motto-ähnlich über jedes Kapitel gesetzten Sätze, typografisch vom sonstigen Text unterschieden, die sich erst in der Rückschau zusammensetzen lassen zu der Szene, in der der Ich-Erzähler Janik ein Foto in der verlassenen Wohnung seines Freundes Samuel von der Wand nimmt – das Foto, das Samuels Mutter zeigt, der Vater ist als nur Schatten des Fotografen zugegen. Warum ist das Aufbrechen der zeitlichen Linearität und äußerlich bleibende Ver rätseln der Geschichte eigentlich in der Jugendliteratur derart verbreitet?

Janik, Sohn behütend-liberaler Lehrer-Eltern, und Samuel, vaterloser Sohn der alkoholsüchtigen Pennerin Irene, sind enge Freunde und fliegen nach dem Abitur zusammen nach Istanbul – dort wollen sie leben und Samuels Vater finden, der (einer unzuverlässigen Aussage von Irene zufolge) Türke gewesen sein soll. Samuel, der sich selbst seitdem als türkisch definiert, bekommt dort schweren fiebrigen Durchfall, Janik pflegt ihn. Zunehmend wird deutlich, dass das rastlose Herumlaufen in Istanbul sie nicht ihren Zielen näher bringen wird. Am Schluss trennen sich die beiden, Janik fliegt zurück, er ist zu der Einsicht gekommen, dass seine Zukunft in der Normalität liegt, wie auch seine Eltern sie leben. Durchflochten wird dieser Handlungsfaden von Rückblenden etwa gleichen Umfangs: Das gemütliche Herumhängen der Freunde in dem gemeinsamen Schrebergarten, die merkwürdig-neurotische Affinität des Bürgerkinds Janik zum Penner-Milieu, die penible Abgrenzung von Samuel von eben dem Milieu durch einen angepassten Lebensstil, Janiks Beziehungslosigkeit zu seiner Freundin; schließlich die Szene, die den Wendepunkt in der Freundschaft der Jungen gebracht hat: Janik hat die betrunkene Irene am Rande eines Volksfestes flach gelegt, Samuel hat es beobachtet.

Unser Gespräch kreist lange um die Figuren, hauptsächlich um Janik: Sein lauernnd-unausgebrochener Hass gegen die Eltern wegen ihrer „Makellosigkeit“, weil sie „alles richtig machen“; seine zuweilen homoerotischen Annäherungen an Samuel; die nicht nachvollziehbare Art, wie er Lina, die Freundin, missachtet; die ins Widerliche spielenden Szenen, wenn er mit dem Penner-Kumpel Bubu Fleischsalat im Supermarkt frisst; nicht nachvollziehbar ist uns auch, warum er dem sexuellen Drängen der besoffenen Mutter seines besten Freundes nachgibt. Geht es dabei um Demütigung Samuels? Im Text bleibt das unkommentiert. Sicher ist die Figur des Janik vielschichtig. Es gelingt uns aber nicht, seine Form des In-der-Welt-Seins plausibel zu beschreiben und ihr affektiv und intellektuell zu folgen. Neurotisch wäre ein Begriff für sein Verhalten und die Erklärung für unsere Schwierigkeiten, es nachzuempfinden. Samuel scheint uns in seinem Bedürfnis, Vater-Kind und Türke zu sein und in Istanbul eine Heimat zu finden, transparenter.

Wollen wir das Buch in der Schule sehen? Wir sind uns einig, dass es auch Stärken hat: Der Autor findet treffende Beschreibungen und kann Szenen intensiv bildlich werden lassen, einige Beschreibungen von den Erfahrungen in Istanbul sind schön und treffend. Und doch denkt der Text als Ganzer seine thematischen Linien nicht zu Ende, findet keine gültigen Aussagen. Die genrebildende Befindlichkeit des Adoleszenzromans, der unversöhnte Widerspruch zwischen dem authentischen Subjekt und der Umwelt, in die es gesetzt ist, ist nicht überzeugend formuliert – dafür ist Janiks Unglück zu wenig plausibel und auch zu wenig existenziell. Wir bleiben skeptisch. cr